AUTHOR:

BAYER, JOSEF

TITLE:

GOETHES VERHALTNISS ZU RELIGIOSEN...

PLACE:

PRAG

DATE:

1869

Master Negative #

93-81633-14

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

GF Bayer, Josef.
B34 Göthe's verhältniss zu religiösen fragen; vortrag gehalten im deutschen Casino am 15. April 1869. 42p. O. Prag 1869.

29854

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35 REDUCTION RATIO: 10x
IMAGE PLACEMENT: IA IIA IB IIB
DATE FILMED: 9-4-93 INITIALS SS
FILMED BY: Research Publications Inc

AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202

Centimeter

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 mm

1 2 3 4 5

Inches

1.0 1.1 1.25 1.4 1.6 1.8 2.0 2.2 2.5 2.8 3.2 3.6 4.0 4.5 5.0 5.6 6.3 7.1

MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

GÖTHE'S
Verhältniß zu religiösen Fragen.

VORTRAG

gehalten im Deutschen Casino am 15. April 1869

von

JOSEF BAYER.

PRAG.
Druck und Verlag von Heinr. Mercy.
1869.

Verehrte Versammlung!

Wenn nach trübem Wetter hie und da die dunstige Hülle sich trennt und hinter den schwankenden und zerrissenen Wolkenzügen die Sterne aus den uns wohlbekannten Sternbildern einzeln hervorblitzen, so gewährt uns dieses Naturschauspiel einen gar eigenthümlichen Eindruck. Es zeigt uns gleichsam im Bilde, wie vorübergehend und nichtig die Trübung des Ewigen durch das Vergängliche sei. Wir bedürfen es oft dringend, dieses Gefühl der Gewißheit in uns zu erneuern und zu befestigen — und heutzutage vielleicht mehr als jemals.

Die Atmosphäre unserer Zeit ist voll trübender Dünste, die die Leitsterne jener hellen Ideen oft auf längere Dauer verhüllen, welche durch die reinere Luft unserer classischen Literatur- und Gedankenepoche so glänzend leuchteten! Lassen Sie uns, wenn die Wolken sich theilen und über unseren Häuptern hinjagen, nach jenen Sternen zuweilen emporschauen, damit uns ihr Licht erfreue, tröste und erhebe.

Zu jenen leitenden Sternen gehören in erster Reihe die Gedanken, die Göthe in seinem Geist und Gemüth über die Religion entwickelte — mögen diese der Gegenstand unserer heutigen Betrachtung sein.

Göthe ist wegen seiner angeblichen Irreligiosität ebenso vielfach von den Orthodoxen angegriffen worden, wie andererseits wegen seines politischen Indifferentismus von den Männern des

politischen Fortschritts. Ich will keineswegs jene Angriffe punktweise widerlegen und ihn etwa religiöser und christlicher zu machen suchen, als er eben war; es liegt mir vielmehr daran, zu zeigen, daß er berechtigt war, so zu denken, wie er dachte.

Es dürfte sich sogar bei näherer Prüfung erweisen, daß Göthe mehr Religion und sogar mehr Christenthum in sich hatte, als man es von einem jüngern Zeitgenossen Voltaire's und der Encyklopädisten erwarten möchte. Wir werden ihn aber deshalb nicht um so viel höher stellen. Es mag wohl auch sein, daß er, der greise Zeitgenosse, einem Friedrich von Schlegel und den anderen Convertiten der romantischen Schule als ein halber Heide erschien, weil er sich nicht für ihr neukatholisches Krippenspiel und Nazarenerthum begeisterte. Deshalb werden wir ihn gewiß um so weniger verurtheilen. Wir werden eben seine mächtig imponirende Erscheinung nehmen, wie sie ist, und wahrscheinlich eine reichere Fülle der Aufklärung auf der einen und der Inspiration auf der andern Seite in ihm finden, als in der einseitigen Verstandescultur und der noch weit einseitigeren Gemüthsdämmerung jener beiden weit aus einander gerückten Epochen, zwischen deren Polen sich sein großes und inhaltsreiches Dasein dahinbewegte.

Hillebrand findet in Göthe einen tief religiösen Grundzug, insoferne man Religiosität im weiteren Sinne und positive Gläubigkeit zu unterscheiden weiß. „Die Religion", so sagt dieser Literaturhistoriker, „sei das stille Licht, welches sein Fühlen und Wollen, sein Schaffen und Bilden durchleuchte und mit freundlicher Wärme belebe. Freilich nicht die Religion, wie der Mensch sie dem Menschen aufzwingen will, nicht die Religion des exclusiven Symbols und des hierarchischen Dogma, sondern die Religion des freien Geistes, der sich des Göttlichen bemächtigt, wo es ihm begegnet und sich desselben freut, wo er dessen unendliches Wirken verspürt."

So ist es auch: ihm war hierin wie seinem Faust das Gefühl alles, der Name nur Schall und Rauch, der die Himmels-

glut umnebelt! „Magst Priester oder Weise fragen, und ihre Antwort scheint nur Spott über den Frager zu sein!" dies Wort ging ihm vom Herzen. Was er von Priestern und von Denkern, von jenen Bejahendes, von diesen Verneinendes über die Religion erfuhr, ließ ihn in gleicher Weise unbefriedigt. So kam es, daß er gegen die Angriffe der Encyklopädisten das Christenthum immer vertheidigte; „denn alles, was unsern Geist befreie, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben," schien ihm verderblich. Wenn ihm dagegen bibelgläubige Christen ihren Glauben aufdrängen wollten, so wurde er unwirsch und wies sie mit einer nichtchristlichen Erwiederung ab. Er erklärte sich im tieferen Sinne des Wortes für einen Protestanten und als solcher wollte er sich die Freiheit erhalten, „sein reines Innere ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös zu entwickeln." Hierin zeigte er volle Uebereinstimmung mit jener Gesinnung, die Schiller in dem bekannten Epigramm ausspricht:

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.

Hatte er wohl unrecht, wenn er der dogmatischen Anschauung die Grundregel gegenüber stellte, daß alle Vorstellung von der Gottheit nothwendig unsere individuelle Vorstellung sein müsse? Gewiß nicht. Die Volksreligion kann nicht auch durchwegs das Glaubensbekenntniß des hervorragenden Geistes sein. Ein bedeutender Mensch soll nicht Allerweltsgedanken haben, das verlangt man ausdrücklich von ihm. Nur in Sachen der Religion, da soll er wieder denken, wie alle Welt denkt, und glauben was die Kirche zu glauben vorschreibt. Wenn er sich in der Wissenschaft, in der Kunstbetrachtung u. s. w. über die vulgären Durchschnittsbegriffe erheben soll, warum verwehrt man es ihm auf einmal in Sachen der Religion? Soll er in allen anderen Beziehungen ein außerordentlicher und eigenthümlicher Mensch und nur hierin ein Alltagsmensch sein, den man aus der Schaar der gewöhnlichen Kirchengänger nicht herausfinden darf?

Ich dächte, daß Religion im weiteren Sinne eine jede Anschauung sei, welche die wirkliche Welt an eine höhere, ideale knüpft und den Abglanz der letzteren auf unser irdisches Thun und Wirken herabstrahlen läßt. Wahrhaft gottlos ist nur ein Mensch ohne Ideale, der Mensch mit dem eigensüchtigen und verschlossenen Selbst, der nicht sein Inneres einem Höheren in uns und über uns mit Hingebung und Verehrung zu öffnen vermag. In diesem Sinne wird ein guter Theil der confessionell Gläubigen zu den Gottlosen oder doch Gottleeren und mancher Freidenker zu den Gotterfüllten gehören.

Und wenn wir die Sache so fassen, werden wir Göthe am allerwenigsten der Irreligiosität zeihen können.

Wir werden ihm auch Recht geben, wenn er in einem bekannten Epigramm sagt: Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat auch Religion, wer diese beiden aber nicht besitzt, der habe Religion. Wie bezeichnend und wahr! Der begeisterte Künstler, der ernste Forscher ist als solcher schon religiös und braucht sich nicht außerdem noch über ein bestimmtes Glaubensbekenntniß auszuweisen — denn das Verhältniß, in welches der künstlerische oder wissenschaftliche Beruf ihn zum Göttlichen bringt, ist ein weit intimeres, vertrauteres, als das des allgemeinen Cultus. Denjenigen freilich, die sich der Gottheit nicht in dieser Weise zu nähern vermögen, geziemt es sie aus der Ferne ehrerbietig zu verehren — und diese Anbetung Gottes aus der Ferne ist es, was wir im gewöhnlichen Sinne des Wortes Religion nennen.

Doch genug der allgemeinen Betrachtung — treten wir näher an unser Thema heran.

Göthe's Ansichten über Religion sind wie alles, was ihn geistig bewegte, nichts Erdachtes und Ersonnenes, sondern etwas innerlich Erfahrenes und Erlebtes. Wir werden daher auch hier am besten dem biographischen Faden folgen, um das Wachsthum der religiösen Anschauungen in Göthe's Gemüth seinem lebendigen Zusammenhange nach zu begreifen.

Schon in der Brust des Knaben regte sich, wenn auch in kindischer Form, ein eigenthümliches Gottesgefühl. Der kirchliche Protestantismus, den man ihm und den anderen Kindern überlieferte, war eigentlich nur eine Art von trockener Moral, die weder der Seele noch dem Herzen zusagen konnte. Da kam der Knabe auf den Gedanken, sich dem großen Gotte der Natur, dem Schöpfer und Erhalter Himmels und der Erde unmittelbar zu nähern — wie sonderbar auch der Weg war, den er dazu wählte! Diesem Gotte, der mit der Natur in unmittelbarer Verbindung steht, sie anerkennt und liebt, wollte er auf gut alttestamentarische Weise einen Altar errichten. Naturproducte sollten die Welt im Gleichniß vorstellen, über diesen sollte eine Flamme brennen und das zum Schöpfer sich aufsehnende Gemüth des Menschen bedeuten. Da wurden denn aus einer kleinen Naturaliensammlung die besten Stufen und Exemplare herausgesucht und diese Abgeordneten der Natur auf einem schönen, rothlackirten Musikpulte des Vaters, der die Gestalt einer vierseitigen Pyramide mit verschiedenen Abstufungen hatte, gar zierlich aufgebaut. Bei einem frühen Sonnenaufgang feierte der Knabe die erste Gottesverehrung. Räucherkerzchen dienten als das Opfermaterial, das er durch ein Brennglas am Strahl der aufsteigenden Sonne entzündete. Die Opferfeier gelang nach Wunsch und die Andacht war so vollkommen, als man sie erwarten konnte.

Im kindischen Spiel liegt oft ein tieferer Sinn. Der Knabe ahnte nicht, daß er hier einen vorbildlichen, einen symbolischen Akt begehe. Dem Wesen nach hat sich auch später der gereifte Mann seiner Gottheit nicht anders genähert, als hier der Knabe — und mit Recht. Jeder bedeutende Denker oder Dichter ist auch ein Priester, der an seinem eigenen, selbsterrichteten Altare opfert und das Feuer der Andacht unmittelbar an der allgemeinen Lichtquelle zu entzünden versucht.

Wenn wir die ersten religiösen Kundgebungen Schillers

dagegen halten, so finden wir da zwei verschiedene Lebenswege vorgezeichnet.

Von diesem erzählt die Schwester: „Oft stieg er auf einen Stuhl und fing an zu predigen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze umbinden und ein Käppchen aufsetzen. Dabei sah er sehr ernsthaft aus. Was zugegen war, mußte ihm zuhören, und wenn Jemand lachte, wurde er unwillig, lief fort und ließ sich sobald nicht sehen. Diese kindischen Vorträge hatten immer einen richtigen Sinn. Er reihte einige Sprüche, die er in der Schule gelernt, passend zusammen und trug sie mit Nachdruck vor; auch hatte er sich aus den Predigten des Pfarrers gemerkt, daß sie eine Eintheilung haben müßten, und er gab seinen kindischen Vorträgen immer diese gehörige Form."

Während es also den kleinen Göthe drängte seinem Gotte zu opfern, will der Knabe Schiller predigen, lehren, sich in wirksamer Form mittheilen. Jener baut sich einen Altar, dieser improvisirt eine Kanzel. Und so wurde denn auch Göthe ein Priester der Poesie, der süßes Rauchwerk in die Flamme der Begeisterung warf, indeß Schiller, bei mehr rhetorischer Anlage, mehr entflammend nach Außen zu wirken strebte.

Der Katechismus machte bei Göthe keine Epoche — wie überhaupt bei keinem gesunden Knabengemüth. Desto mehr die biblische Geschichte! Wie natürlich. Es ist auch so verkehrt, daß das Innerlichste, was das Gemüth dauernd befruchten sollte, das zuerst auswendig Gelernte sein, als der erste beschwerende Ballast das Gedächtniß belasten soll! Bedarf übrigens der Knabe schon ein Compendium von Dogmen? Er sehnt sich viel mehr nach Geschichten, aus denen ihm die göttliche Fügung gleich einem Sterne entgegenleuchtet; denn was auf das junge Gemüth überzeugend wirken soll, muß durchaus die Form der Erzählung annehmen. Und wo finden wir dergleichen Erzählungen reiner und ungekünstelter als in der Patriarchensage?

Noch eines kommt hier in Betracht. Das Kind fühlt sich

in keiner Geschichte heimischer als da, wo die Familie als solche agirt; und das ist hier so ganz der Fall. Da ist die Rede von wohlgearteten und übelgerathenen Söhnen, auf jene vererbt sich der patriarchalische Segen, diese werden bitter gestraft, wohl auch hinausgestoßen. Der moralische Eindruck beruht hier auf dem Contrast der väterlichen Segnung und der Züchtigung — wie angemessen dem Fassungsvermögen des jugendlichen Gemüthes! Und soll es sich schon Gott recht lebhaft als unsichtbaren Vater vorstellen, wie kann diese Idee in ihm kräftiger angeregt werden, als da, wo Gott gleichsam als der oberste Hausgenosse, als höchste patriarchalische Instanz unmittelbar in die Familienangelegenheiten der Erzväter eingreift?

Vor allem ist aber die Geschichte von dem ägyptischen Josef ein wahres Gaudium für die Knaben. Wer wüßte sich nicht des ersten Eindruckes zu erinnern, den sie auf ihn gemacht hat! Josef ist der wahre Knabenheld, der so eigentlich durch Knabentugenden, musterhafte Führung, tadellose Moralität, liebenswürdige Bescheidenheit, nebenbei freilich durch etwas Traumdeuterei die glänzendste Carriere macht. Er ist der erste Held, für den wir uns zu interessiren pflegen, dann folgt Robinson, später der vielgewandte Odysseus und die ritterlichen Helden der Ilias.

Göthe erging es ziemlich ebenso.

Da er in das alte Testament recht gründlich eindringen wollte, eröffnete er seinem Vater die Nothwendigkeit, hebräisch zu lernen. Er schildert uns recht ergötzlich die Privatstunden, die er zu diesem Ende bei Dr. Albrecht, dem Rector des Gymnasiums in dem alten Barfüßerkloster nahm, einem kleinen unförmlich breiten Mann, der bald unter Husten, bald unter baucherschütterndem Lachen seine Weisheit vortrug, einem wahren Aesop mit Chorrock und Perrücke. Wie weit er es in diesen dilettantischen Knabenstudien brachte, wir wissen es nicht — aber die Patriarchenwelt der Bibel ließ einen hellen Lichtstreif in seiner Seele zurück und an einem kleinen biblischen Epos, der

Geschichte Josefs, versuchte er zuerst sein Versetalent.

Wir fragen einige Jahre später wieder an, wie es da mit den religiösen Anschauungen unseres Dichters steht. Der lebhafte Knabe hat früh seine kleinen Abenteuer durchgemacht, der Roman mit Gretchen hat schmerzhafte Spuren in seinem Gemüth zurückgelassen. Da nimmt sich ein Freund seiner an, der eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Hause bekleidete. Er meint es gut; indem er das Interesse seines Verstandes, seiner stets regen Wißbegierde auf bestimmte Gegenstände zu fixiren sucht, hofft er die Wolken seines Gemüthes zu zerstreuen.

Unter anderem fing er auch an, so gut er es wußte, den jungen Göthe mit den philosophischen Geheimnissen bekannt zu machen. Aber leider wollten diese Dinge in seinem Kopfe nicht auf die Art zusammenhängen, wie sie ihm vorgetragen wurden. Er konnte nicht begreifen, daß eine abgesonderte Philosophie nöthig wäre, indem sie ja schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sei. Da in dieser ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in jener ein eben solcher Glaube an das Unergründliche stattfinden müsse, schienen ihm die Philosophen in einer sehr üblen Lage zu sein, die auf ihrem Felde beides beweisen und erklären wollten. An den ältesten Denkern und Schulen gefiel ihm am besten, daß bei ihnen Poesie, Religion und Philosophie ganz in Eins zusammenfielen. Sokrates galt ihm für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben wie im Tode, sich mit Christo vergleichen lasse; seine Schüler hingegen schienen ihm große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweiten, da offenbar jeder nur eine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte.

Alles in allem sehen wir, daß es dem jungen Göthe in dem weichen Dunstkreise der Gefühlssphäre wohler zu Muthe war, als in der höheren Region des abstracten Denkens, wo sich die Luft wohl allmählig läutert, aber auch so verdünnt, daß einer

normalen Lunge darüber der Athem ausgeht. Seine Natur war mehr auf die Intuition angelegt als auf das Raisonnement; den Gedankenschatz, der in seinem Gemüthe wuchs, wollte er in seiner Reinheit hegen und pflegen und sich da die philosophische Zergliederung ebenso wenig gefallen lassen, wie die dogmatische Einpferchung und Beschränkung.

Von dem Compendium der Geschichte der Philosophie, das der Freund seinen Vorträgen zu Grunde legte, trieb es ihn hinaus in den freien, heiligen Wald, in den Schatten der ältesten Buchen und Eichen, wo sich ein armes verwundetes Herz am liebsten verbergen mag. Und als der Freund scherzend versicherte, daß er hierin den alten Deutschen, wie sie Tacitus schildert, nachgerathe, die in der dunkelsten Tiefe der Haine ihre Götter aufsuchten, rief er enthusiastisch aus: „O warum dürfen wir nicht um diesen köstlichen Platz einen Zaun umherführen, ihn und uns zu heiligen und von der Welt abzusondern! Gewiß, es ist keine schönere Gottesverehrung als die, zu der man kein Bild bedarf, die blos aus dem Wechselgespräch mit der Natur in unserem Busen entspringt!"

Dieses umfassende Welt- und Gottesgefühl, dieser höhere Naturcult, der die Pulsschläge des Daseins im innersten Herzen mitempfindet, im Rauschen der Bäume, im Nebelglanz des Mondes die Athemzüge des waltenden Naturgeistes belauscht — das war und blieb die eigentliche Religion Göthe's. Doch mußte er zuerst zu dem positiven Christenthume Stellung nehmen, ehe er sich für jene weitere und gleichsam unbegrenzte Anschauung entschied.

Die christliche Religion schwankte damals zwischen ihrem eigenen historisch Positiven und einem reinen Deismus, der auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe?

Bei Göthe erwachte das Interesse an speciellen Religionsfragen meist nur dann, wenn Krankheit oder ein Stachel im Herzen das Gleichgewicht seiner Gemüthskräfte in Etwas gestört hatte. So war es auch diesmal.

Ein langwieriges Leiden nöthigte ihn zur Unterbrechung seiner Universitätsstudien, und je mehr ihn dieser Zustand von den irdischen Dingen absonderte, desto erwünschter fand er es, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden.

Wieder trat ihm da in Langer ein treugesinnter Freund entgegen, der sich über religiöse Gesinnungen gern und lebhaft aussprach. Er gehörte zu jenen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn wollte; ihm dünkte eine Vermittlung nothwendig, die er vor allem in der Bibel zu finden glaubte. Diese galt ihm als ein Document, woraus wir so recht unseren sittlichen und geistigen Stammbaum darlegen könnten. Aber Langer war zugleich ein Verstandesmensch und hielt darauf, daß man in Glaubenssachen die Empfindung nicht vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei verleiten lassen solle. Dies war freilich nicht der richtige Weg, einen Dichter zu bekehren, der auch in der Religion eine andere Art Poesie finden will. Wohl erschien einem Duldenden, einem zart, ja schwächlich Fühlenden, wie Göthe damals war, das Evangelium als eine willkommene Botschaft, andererseits war es aber für ihn eine schwere Aufgabe, sich ohne Enthusiasmus, gleichsam mit ruhiger Ueberzeugung für den Glauben zu entscheiden.

Wie anders wirkte auf ihn in jener Stimmung der Einfluß des Fräuleins von Klettenberg, die den Weg zu ihrem Gott auf ganz andere Weise gefunden. Wie viel fehlte, so hätte sie ihn in das Dämmerleben einer süßen religiösen Schwärmerei mit hineingezogen!

Es ist dieselbe, aus deren Unterhaltungen und Briefen die Bekenntnisse einer schönen Seele entstanden sind, die man in Wilhelm Meister eingeschaltet findet.

Göthe entwirft von ihr eine anziehende Schilderung. Sie war zart gebaut, von mittlerer Größe; ein herzliches, natürliches Betragen war durch Welt- und Hofsitte noch gefälliger geworden. Ihr sehr netter Anzug erinnerte an die Kleidung Herrnhutischer Frauen. Heiterkeit und Gemüthsruhe verließen sie niemals; sie war immer kränklich; aber sie litt mit der größten Geduld und betrachtete die Krankheit als einen nothwendigen Bestandtheil ihres vorübergehenden irdischen Seins. Ihre liebste Unterhaltung waren die sittlichen Erfahrungen, die der Mensch, der sich selbst beobachtet, an sich machen kann; daran schloßen sich denn ihre religiösen Gesinnungen an, nicht als etwas äußerlich Geglaubtes, sondern als eigenthümlicher, innerer Hausschatz ihres Gemüthes. Nun fand sie an dem jungen Göthe, was sie in ihrer eigenen Stimmung bedurfte, ein junges, lebhaftes, auch nach einem unbekannten Heile strebendes Wesen, das, ob es sich gleich nicht für außerordentlich sündhaft halten konnte, sich doch in keinem behaglichen Zustande befand und weder an Leib noch Seele ganz gesund war. Seine Unruhe und Ungeduld, sein Streben, Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken legte sie auf ihre Weise aus; sie versicherte ihm unumwunden, das alles komme daher, weil er keinen versöhnten Gott habe. Göthe hatte dagegen von Jugend auf geglaubt, mit seinem Gott ganz gut zu stehen; „ja," sagt er, „ich bildete mir ein, daß er gegen mich sogar in Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinen unendlich guten Willen, dem er, wie es mir schien, besser hätte zu Hilfe kommen sollen."

Es läßt sich denken, wie sehr solche religiöse Paradoxien das fromme Fräulein aus der Fassung brachten; zuletzt endete der Streit damit, daß er ein zwar liebenswürdiger, aber etwas närrischer Bursche sei, dem man manches nachsehen müsse.

Viel kam also bei diesen erbaulichen Unterhaltungen eben nicht heraus. Das einzige Ergebniß war die Annäherung Göthes

an die **Brüdergemeinde**, der das fromme Fräulein ihrer Gesinnung nach angehörte. Bei Göthe hatte die vorübergehende Neigung zu dieser Gesellschaft ihren tieferen Grund. Jede positive Religion hat, wie er so fein bemerkt, ihren größten Reiz, wenn sie im Werden begriffen ist; deswegen ist es so angenehm, sich in die Zeiten der Apostel zu denken, wo sich alles noch frisch und unmittelbar geistig darstellt. Nun hatte hierin die Brüdergemeinde für ihn etwas Magisches, daß sie jenen ersten Zustand fortzusetzen, ja zu verewigen schien. Sie muthete ihn ganz so an, wie ein frischaufgeschossenes Reis des Urchristenthums an dem alten, rissigen Stamme der Kirche.

Aber was für eine Bemerkung mußte da Göthe in kürzester Frist machen? Die Brüder merkten das Weltkind in ihrer Mitte, sie wollten ihn ebenso wenig wie Frl. v. Klettenberg als einen Christen gelten lassen. Und was war es eigentlich, was ihn von der Brüdergemeinde, wie von anderen werthen Christenseelen absonderte? Dasselbe, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war, die Lehre von der Erbsünde. Er konnte es nicht gelten lassen, daß die menschliche Natur durch den Sündenfall so radical verdorben sei, daß auch bis in ihren innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden wäre; er wollte vielmehr der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestanden wissen, welcher durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit emporwachsen könne. Und wie hätte er, der so viel herrliche Gaben in sich spürte, zu einer so tristen Selbstverachtung sich entschließen können? Das war ihm jedenfalls zu stark, den Glauben an Gott so weit zu treiben, daß der Mensch darüber allen Glauben an sich selbst und seine eigene Würdigkeit aufgeben sollte. Da hieß es denn, eine solche Ansicht sei der wahre Pelagianismus. So war denn Göthe mit einem Male ein **Ketzer** und ließ sich den Vorwurf eben gefallen. Er schied aus jener Gesellschaft und bildete sich fortan ein Christenthum zu **seinem Privatgebrauch**, da ihm doch seine

Neigung zu den heiligen Schriften, so wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern nicht geraubt werden konnte.

Am Ende hat doch jeder Mensch seine eigene Religion und seine besondere Art, sich Gott zu nähern! Von diesem Grundsatz ausgehend forderte er volle Freiheit für sich, so wie er unbedingte Duldung gegen alle übte, nur nicht gegen die Unduldsamen. Die Toleranz, das Schlagwort des Jahrhunderts, war bei ihm keine Doctrin, sondern ein Grundzug seiner Natur; er übte sie gegen Individuen, nicht blos gegen Ansichten und Lehren.

„Bei meiner Art zu empfinden und zu denken", so sagt er selbst, „kostete es mich gar nichts, einen jeden gelten zu lassen für das, was er war, ja sogar für das, was er gelten wollte". — In der Straßburger Tischgesellschaft fand sich auch **Jung-Stilling**, dieser fromme und in sich gekehrte Sonderling ein, und die burschikosen Genossen Göthe's waren sehr in der Laune, ihn zu hänseln. Er ermahnte sie: „Probirt erst einen Menschen, ob er des Spottes auch werth sei!" Jung-Stilling war für ihn ein neues Studium für die Ergründung des religiösen Bewußtseins — aber er beobachtete ihn nicht blos, er liebte ihn auch. Göthe wurde nicht müde, seine Selbstbiographie anzuhören, und respectirte seine Art von Gottesglauben, weil er ein Product seines Lebenslaufes selbst war. In der Jugend auf dem Wege, Kohlenbrenner zu werden, ergriff Jung-Stilling das Schneiderhandwerk, und nachdem er sich nebenbei von höheren Dingen selbst belehrt, so trieb ihn sein lehrlustiger Sinn zu einer Schulmeisterstelle. Als das fehlschlug, griff er wieder zur Nadel; dann schloß er sich einer frommen Secte an und bildete sich in der Stille des eigenen Seelenlebens zu einer Cultur heran, die ihn über die Höhe gewöhnlicher Menschen erhob.

Sanfte, bescheidene Menschen wagen es oft nicht sich selbst zu gestehen, daß sie das, was sie unter schwierigen Verhältnissen geworden, sich selbst zu danken haben. Jung-Stilling war von der Art — und so faßte er denn sein Leben als ein Exempel

ununterbrochener göttlicher Führung und Hilfe auf. Etwas vom Köhler war immer in ihm zurückgeblieben — auch sein Glaube, innig, fest und rein, war nur eine Art idealisirter Köhlerglaube.

So trat hier Göthe'n eine neue Form der religiösen Gesinnung entgegen. Der Gott des Frl. v. Klettenberg paßte für die passive Stubenexistenz einer kränklichen Dame, der von Jung-Stilling für die Odyssee eines an Abenteuern und Prüfungen reichen Wanderlebens. Jene brauchte einen theilnehmenden Freund im Himmel, dieser einen kräftigen Helfer und Erwecker, dem es allenfalls auf ein kleines Wunder nicht ankommt.

Und die Moral, die Göthe für sich aus Jung-Stilling's Eröffnungen zog? Bei näherer Erwägung fand er doch das Bedenkliche heraus, das in dieser Art von Frömmigkeit liegt. Er überließ es wohl gern einem jeden, wie er sich das Räthsel seiner Lebenstage zurecht legen wollte; aber die Art, auf einem abenteuerlichen Lebensgange alles, was uns vernünftigerweise Gutes begegnet, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien ihm doch zu anmaßlich, und die Vorstellung, alles, was durch unseren Leichtsinn und Dünkel schlimme, schwer zu ertragende Folgen hat, gleichfalls für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte ihm durchaus nicht in den Sinn. Er hatte sich im Umgange mit Jung-Stilling eine neue, bedeutende Erfahrung in Sachen des Glaubens erworben, nämlich die, daß in der Demuth der Gottergebenen oft eine große Prätension liege. Sie degradiren gleichsam den unendlichen Weltgott zu ihrem Hausgott, und statt sich selbstthätig in dem großen Gange der Weltordnung zurechtzufinden, nehmen sie eine eigene Specialvorsehung für ihre kleine Person in Anspruch, die jedes Haar auf ihrem Haupte zählt.

Also wieder ein überwundener Standpunkt, dem bald noch andere folgen sollten!

Indeß Göthe, der Straßburger Student, nur gewisse Einseitigkeiten der religiösen Anschauung abthat, ging gleichzeitig in Paris ein viel radicalerer Proceß vor sich. Dort saß man im

Salon Holbach, im Kreise der Encyclopädisten über alles, was Glaube und Religion heißt, zu Gericht. Eben hatte noch der Straßburger Münster unserem Dichter seine Geheimnisse geoffenbart und er der künstlerischen Andacht des Meisters Erwin v. Steinbach ein Denkmal gesetzt — da schickte man sich dort dazu an, dem christlichen Gotte, zu dessen Ehren all' diese Dome gebaut worden, selbst den Proceß zu machen und ihn in dasselbe Fabelbuch zu schreiben, in dem die anderen Götter längst schon standen. Dort in Paris war das große Generalbureau etablirt, welches die Parole der Aufklärung für den ganzen Welttheil ausgab; dort erschien das Modejournal des neuesten Gedankenzuschnitts, in den sich die klugen und die mittelmäßigen Köpfe allenthalben so rasch als möglich zu kleiden suchten.

Wie sich Göthe zu diesen Tendenzen verhielt? Wir wissen es aus seinen Bekenntnissen in „Wahrheit und Dichtung." Er protestirt auf das energischeste vom deutschen Rheine aus gegen die literarischen Großmächte an der Seine, vor allem gegen Voltaire und die Encyclopödisten. Besonders der erstere hatte ihm manche unangenehme Empfindung erregt, weil er die Religion und die heiligen Bücher niemals genug herabsetzen gekonnt, nur um den sogenannten Pfaffen zu schaden. Die ganze französische Literatur von damals erschien seinem jugendlichen Aerger als durchaus bejahrt und vornehm ablehnend, wie ihr Altvater und Patriarch, wie Voltaire selbst.

War er darum ein Gegner der Aufklärung, weil ihm der heftige Streit französischer Philosophen mit dem Pfaffenthum ziemlich gleichgiltig war? Nichts weniger als dies. Aber es ist begreiflich, daß seine Natur, die immer zusammenzufassen und aufzubauen strebte, sich gegen jene Art von Aufklärungssucht auflehnte, die ganz negativ war und sich in einer zersetzenden und auflösenden Kritik mit Behagen erging. Er verlangte auch, daß das Gemüth in dem Rathe des Verstandes gleichfalls seine Stimme haben solle, wenn da einmal über seine eigensten Interessen entschieden ward.

Unter den verbotenen, zum Feuer verdammten Büchern, die damals großen Lärm machten, fiel ihm und seinen gleichgesinnten Genossen auch das Système de la nature zur Hand. Die Stelle ist zu charakteristisch, wo er den Eindruck dieses Buches auf ihn und den Straßburger Kreis schildert.

„Wir begriffen nicht", sagt Göthe, „wie ein solches Buch gefährlich werden könnte; es kam uns so grau, so cimmerisch, so todtenhaft vor, daß wir davor wie vor einem Gespenste schauderten. Alles sollte nothwendig sein und deswegen kein Gott. Könnte es aber nicht auch nothwendig einen Gott geben, fragten wir. System der Natur ward angekündigt und wir hofften also wirklich, etwas von der Natur unserer Abgöttin zu erfahren. Aber wie hohl und leer ward uns in dieser tristen atheistischen Halbnacht zu Muthe, in welcher die Erde mit allen ihren Gebilden, der Himmel mit allen seinen Gestirnen verschwand. Eine Materie sollte sein von Ewigkeit, und von Ewigkeit her bewegt, und sollte nun mit dieser Bewegung rechts und links und nach allen Seiten ohne weiteres die unendlichen Phänomene des Daseins hervorbringen. Dies alles wären wir sogar zufrieden gewesen, wenn der Verfasser wirklich aus seiner bewegten Materie die Welt vor unsern Augen aufgebaut hätte. Aber statt dessen pflanzte er einige allgemeine Begriffe wie trockene Pfähle hin und glaubte dadurch etwas gewonnen zu haben, wenn er dasjenige, was als das Höhere in der Natur erscheint, zu einer materiellen, schweren richtungs- und gestaltlosen Natur verwandelt hätte."

Bei solchen Anschauungen war also für Göthe keines Bleibens. Eher mochte er noch der französischen Modephilosophie ihre Religionsspötterei verzeihen; aber daß sie ihm die heilige lebendige Natur, die ihm eben so heilig und verehrungswürdig war, als die Gottheit selbst, zu einer stumpfen und todten, mechanisch bewegten Materie entgeistete, das verzieh er ihr nie. Alle Philosophie, besonders aber die Metaphysik war ihm wieder recht gründlich ver-

leidet. Was Wunder, daß er in dieser Stimmung abermals zu den biblischen Studien zurückkehrte.

Aus dem scharfen Windzug eines überklugen Zeitalters flüchtete er sich so gerne in jene schlichte Urwelt, wo „der Glaube weit, eng der Gedanke" war.

> Dort im Reinen und im Rechten,
> Will ich menschlichen Geschlechten
> In des Ursprungs Tiefe dringen,
> Wo sie noch von Gott empfingen
> Himmelslehr' in Erdesprachen,
> Und sich nicht den Kopf zerbrachen.

Doch blieb er keineswegs von skeptischen Anwandlungen frei, wenn er die heiligen Urkunden durchblätterte.

Daß in der Bibel sich Widersprüche finden, wie mochte ihm dies entgehen? Aber er löste sie nicht in der Art, wie sie ein Theologe zu lösen versuchen würde; er ließ das Orakel seiner Brust sprechen, er stellte die lebendige Offenbarung seines Innern gegen die überlieferte Offenbarung der Schrift und hielt sich an das, worin beide übereinstimmten. Schon damals setzte sich bei ihm jene Grundmeinung fest, der er auch fernerhin treu blieb: bei allem, was uns überliefert, besonders aber schriftlich überliefert werde, komme es auf den Grund, auf das Innere, den Sinn, die Richtung des Werkes an; hier liege das Ursprüngliche, Göttliche, Wirksame, Unantastbare, Unverwüstliche und keine Zeit, keine äußere Einwirkung noch Bedingung könne diesem innern Urwesen etwas anhaben. Dasselbe gälte auch gerade so von der heiligen Schrift. Ihr Inneres, ihren lebendig wirksamen Kern zu erforschen, sei daher unsere Sache und dabei vor allen Dingen zu erwägen, wie sich jener Kern zu unserem eigenen Innern verhalte und in wiefern durch seine Lebenskraft die unsrige erregt und befruchtet werde. Alles Aeußere dagegen, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen ist, könne man ruhig der Kritik überlassen. Mag diese auch noch so viel zerstückeln und zersplittern, dennoch

wird sie niemals dahin gelangen, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben.

Von diesem Standpunkte aus fühlte sich Göthe gegenüber der religiösen Ueberlieferung durchaus selbstständig und frei, und andererseits auch gegen alle gemüthlosen Spöttereien geschützt, weil er deren Unredlichkeit zugleich einsah. Auch das neue Testament war vor seinen Untersuchungen nicht sicher, aber aus Liebe und Neigung für seinen Grundgehalt stimmte er doch in jenes heilsame Wort mit ein: „die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht!"

Jede Ueberzeugung, die er für sich gewonnen hatte, mußte sich auch nach Außen hin wirksam zeigen. Noch war die Terminologie der Brüdergemeinde in seiner Erinnerung lebendig; nun machte er davon einen eigenthümlichen Gebrauch. Wir wissen, daß er, ein Freund der Incognito's, bei dem wackeren Pfarrer von Sesenheim sich in der Verkleidung eines Candidaten der Theologie einführte. Warum sollte er es nun nicht auch versuchen, sich in ähnlicher Art vor dem Publikum zu verkleiden und seine Ansichten über die Religion unter der Maske eines Landgeistlichen auszusprechen, der einen Brief an einen neuernannten Amtsbruder richtet?

Wollen wir einmal sehen, wie dem jungen Göthe der Chorrock des Pastors zu Gesichte steht und wie der Dichter des Werther in dieser Tracht über die Losung der Zeit, die Ideen der Toleranz predigt!

Gestatten Sie mir, die bezeichnendsten Stellen aus jenem Briefe mitzutheilen.

Da die Veränderung in meiner Nachbarschaft vorging, daß der alte Pastor starb, an dessen Stelle Ihr kommt, freute ich mich vom ganzen Herzen. Er konnte eben Niemanden leiden Euer Vorfahr, und Gott wird mir vergeben, daß ich ihn auch nicht leiden konnte. Ich hoffe, Ihr sollt mir so viel Freude machen, als er mir Verdruß gemacht hat. Wie ich höre, treibt Ihr Euer Amt still und mit nicht mehr Eifer als nöthig ist und seid ein Feind von Controversen. Ich weiß nicht, ob's Eurem Verstand oder Eurem Herzen mehr Ehre macht, daß Ihr so jung und so friedfertig

seid, ohne deswegen schwach zu sein; denn freilich ist es auch kein Vortheil für die Heerde, wenn der Schäfer ein Schaf ist.

Ich für meinen Theil bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, soviel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr ebenso alt sein werdet als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonyma sind, wenigstens wünsche ichs Euch.

Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe. So wenig die ewige einzige Quelle der Wahrheit indifferent sein kann, so tolerant sie auch ist: so wenig kann ein Herz, das sich seiner Seligkeit versichern will, von der Gleichgiltigkeit Profession machen. Ich danke Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; ich kenne kein Glück, als das mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, die sich in das Elend der Welt mischte, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde. So wenig bin ich indifferent darf ich aber deswegen nicht tolerant sein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich nicht der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen. Ich glaube, daß ich auf meinem Weg wohl in den Himmel komme und ich hoffe, daß er Anderen auch auf dem ihrigen hinein helfen wird.

So mein lieber Herr Confrater sind meine Gesinnungen über diesen Punkt.

Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von den Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Rolle in der Welt spielen; es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen als die Toleranz und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist beweist, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat. Ich war recht erfreut, lieber Herr Bruder, zu hören, daß Ihr Euch niemals mit ihnen gezankt noch Euch Mühe gegeben habt, sie eines Besseren zu überweisen. Man hält einen Aal am Schwanze fester, als einen Lacher mit Gründen. Wer kann wohl die Göttlichkeit der Bibel Einem beweisen, der sie nicht fühlt?

Da habt Ihr also wieder einen Grund, warum und wie tolerant ich bin. Ich überlasse alle Ungläubigen der ewigen wiederbringenden Liebe und vertausche diese Seligkeit meiner friedfertigen Empfindung nicht mit dem höchsten Ansehen der Infallibilität.

Das Hauptelend der Intoleranz offenbart sich jedoch am meisten in den Uneinigkeiten der Christen selbst, und das ist was Trauriges. Nicht

daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen eben so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopfe bis zum Fuß ebenso ein Mensch wie ein Deutscher, das andere sind politische Considerationen, die Niemand ungestraft einreißen soll.

Warum sollt' ich leugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei, und daß es Luther's Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was Anderes, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet und mir übrigens meine Bibel läßt.

Luther arbeitete, uns von der geistigen Knechtschaft zu befreien. Möchten doch alle seine Nachfolger soviel Abscheu vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand! Denn ein für allemal, eine Hierarchie ist durchaus gegen den Begriff einer echten Kirche.

Aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf. Man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung. Es wird täglich lichter in der römischen Kirche, ob's Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist.

Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich; und wenn man's bei Lichte besieht, so hat Jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserem armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente wie sich's gehört. Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei: Religion, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise fruchtbringend zu sehen! Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.

Einem Meinungen aufzuzwingen, ist schon grausam; aber von Einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann — das ist tyrannischer Unsinn. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein sein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedrückter war, als in der christlichen Kirche. Laßt uns darauf arbeiten, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde!

Adieu, lieber Confrater! Gott gebe Eurem Amte Segen! Predigt Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist, und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will! So oft ich an Eurem Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, will ich für Euch beten!

Dieser Brief des Pastors an seinen Collegen vermittelte die Annäherung Göthe's an Lavater, den vielgenannten Züricher Propheten und Physiognomen.

Es konnte keinen ausgesprochenern Gegensatz geben, als zwischen diesen beiden: Göthe, der die Natur rein in sich walten ließ und nur denjenigen Gott so recht verstand, der sich ihm innerlich in seinem Herzen vernehmlich machte, und Lavater, der sich gleichsam in ein magisches Verhältniß zu Christus und dem heiligen Geiste stellte und den Zustand höherer Inspiration in forcirter Weise festhielt oder festzuhalten vorgab. Diese seltsame Celebrität war gleichsam ein Virtuose im Fache der Religion, wie es deren auch hier gibt; seine merkwürdigen Erfolge, die er feierte, waren auch persönliche nicht sachliche, gleich allen Virtuosenerfolgen. Er ließ die religiöse Erweckung von sich ausstrahlen, wie das geheimnißvolle Fluidum von dem Magnetiseur ausgeht. Die Vorstellung von Christus diente ihm so sehr zum Supplement seines eigenen Wesens, daß er den Gottmenschen seinem Ich so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt „mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte.“ Dazu trat der feste Glaube, daß man ebenso gut noch heutzutage wie zu Christi Zeit Wunder müsse ausüben können; Lavater wollte sogar an sich selbst Zeichen erlebt, durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblicke eine günstige Umwendung schwer drohender Unfälle erzwungen zu haben. Eine solche Exaltation ging freilich zum Theil aus einem ungewöhnlichen theologischen Schauspielertalente hervor, das Lavater halb unbewußt übte; fast kann man ihn einen Augur nennen, der an sein eigenes Amt glaubte.

daß ich meine, man sollte eine Vereinigung suchen. Wir sind alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen eben so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religion, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen. Ein Franzose ist vom Kopfe bis zum Fuß ebenso ein Mensch wie ein Deutscher, das andere sind politische Considerationen, die Niemand ungestraft einreißen soll.

Warum sollt' ich leugnen, daß der Anfang der Reformation eine Mönchszänkerei, und daß es Luther's Intention im Anfang gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete. Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was Anderes, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet und mir übrigens meine Bibel läßt.

Luther arbeitete, uns von der geistigen Knechtschaft zu befreien. Möchten doch alle seine Nachfolger soviel Abschen vor der Hierarchie behalten haben, als der große Mann empfand! Denn ein für allemal, eine Hierarchie ist durchaus gegen den Begriff einer echten Kirche.

Aber man lasse sich nicht blenden, als hätte er das Reich erworben, davon er einen Andern herunterwarf. Man bilde sich nicht ein, die alte Kirche sei deswegen ein Gegenstand des Abscheues und der Verachtung. Es wird täglich lichter in der römischen Kirche, ob's Gottes Werk ist, wird die Zeit ausweisen. Vielleicht protestirt sie bald mehr, als gut ist.

Luther hatte die Schwärmerei zur Empfindung gemacht, Calvin machte die Empfindung zum Verstand. Diese Trennung war unvermeidlich; und wenn man's bei Lichte besieht, so hat Jeder seine eigene Religion, und Gott muß mit unserem armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müßte mir ein rechter Mann sein, der Gott diente wie sich's gehört. Wenn wir das immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei: Religion, und dann mit brüderlicher Liebe unter alle Sekten und Partheien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise fruchtbringend zu sehen! Dann würden wir ausrufen: Gottlob, daß das Reich Gottes auch da zu finden ist, wo ich's nicht suchte.

Einem Meinungen aufzuzwingen, ist schon grausam; aber von Einem verlangen, er müsse empfinden, was er nicht empfinden kann — das ist tyrannischer Unsinn. Laßt uns unser Gewissen nicht beflecken, daß wir an jenem Tage rein sein mögen, wenn an das Licht kommen wird, daß die Lehre von Christo nirgends gedrückter war, als in der christlichen Kirche. Laßt uns darauf arbeiten, nicht daß unsere, sondern daß Christi Lehre lauter gepredigt werde!

Adieu, lieber Confrater! Gott gebe Eurem Amte Segen! Predigt Liebe, so werdet Ihr Liebe haben. Segnet alles, was Christi ist, und seid übrigens in Gottes Namen indifferent, wenn man Euch so schelten will! So oft ich an Eurem Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, will ich für Euch beten!

Dieser Brief des Pastors an seinen Collegen vermittelte die Annäherung Göthe's an Lavater, den vielgenannten Züricher Propheten und Physiognomen.

Es konnte keinen ausgesprochenern Gegensatz geben, als zwischen diesen beiden: Göthe, der die Natur rein in sich walten ließ und nur denjenigen Gott so recht verstand, der sich ihm innerlich in seinem Herzen vernehmlich machte, und Lavater, der sich gleichsam in ein magisches Verhältniß zu Christus und dem heiligen Geiste stellte und den Zustand höherer Inspiration in forcirter Weise festhielt oder festzuhalten vorgab. Diese seltsame Celebrität war gleichsam ein Virtuose im Fache der Religion, wie es deren auch hier gibt; seine merkwürdigen Erfolge, die er feierte, waren auch persönliche nicht sachliche, gleich allen Virtuosenerfolgen. Er ließ die religiöse Erweckung von sich ausstrahlen, wie das geheimnißvolle Fluidum von dem Magnetiseur ausgeht. Die Vorstellung von Christus diente ihm so sehr zum Supplement seines eigenen Wesens, daß er den Gottmenschen seinem Ich so lange ideell einverleibte, bis er zuletzt „mit demselben wirklich in Eins zusammengeschmolzen, mit ihm vereinigt, ja eben derselbe zu sein wähnen durfte." Dazu trat der feste Glaube, daß man ebenso gut noch heutzutage wie zu Christi Zeit Wunder müsse ausüben können; Lavater wollte sogar an sich selbst Zeichen erlebt, durch brünstiges, ja gewaltsames Gebet im Augenblicke eine günstige Umwendung schwer drohender Unfälle erzwungen zu haben. Eine solche Exaltation ging freilich zum Theil aus einem ungewöhnlichen theologischen Schauspielertalente hervor, das Lavater halb unbewußt übte; fast kann man ihn einen Augur nennen, der an sein eigenes Amt glaubte.

Wie erklärt sich nun die bewundernde Annäherung, das intime Freundschaftsverhältniß Göthe's zu Lavater?

Vergessen wir nicht, daß unser Dichter für solche Zauberkünste, die von einer ungewöhnlichen Individualität ausgingen, keineswegs unempfänglich war; bei der Stärke seiner Einbildungskraft, die er in seine Freundschaftsbündnisse, wie in seine Liebschaften legte, vermochte er es auch, sich die Einstimmung mit einer ferner stehenden Persönlichkeit auf längere Zeit zu imaginiren. So wird er gewiß ziemlich lang mit Lavater seinen Christus durchprobirt haben, bis endlich die Differenz unabweisbar zu Tage trat.

Das eine sah er schon bald, wie sein Freund wohl ein entschiedener Schwärmer in Hinsicht seiner Ideen, dagegen ein Schlaukopf in ihrer Verwirklichung war und mit richtiger Auswahl der Mittel für die Ausbreitung seines Gottesreiches zu arbeiten wußte. Dieses eine Beispiel belehrte ihn, welchem Schicksal das Göttliche überhaupt bei seiner äußeren Verbreitung unterliege. Um auf die rohe Welt zu wirken, müsse es sich ihr gleichstellen; das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und verliert zuletzt ganz das Gepräge seines höheren Ursprungs. Der Prophet, der reussirt, wird im Handumdrehen ein Charlatan. Göthe sprach diese Erfahrung später in drastischer Weise so aus:

> Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre;
> Kennt er nur einmal die Welt, wird der Betrüger zum Schelm.

Sehr merkwürdig und belehrend waren ihm auch die Unterhaltungen Lavaters und des Fräulein v. Klettenberg. Hier standen zwei entschiedene Christen einander gegenüber und es war da deutlich zu sehen, wie sich eben dasselbe Bekenntniß nach den Gesinnungen verschiedener Personen umbildet, und wie namentlich Männer und Frauen einen andern Heiland bedürfen. Fräulein v. Klettenberg verhielt sich zu dem ihrigen wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Freude und

Hoffnung auf seine Person legt, und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut; Lavater hingegen schien den seinigen als einen Freund zu behandeln, dem man nacheifert, seine Verdienste anerkennt und preist, und eben deswegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist.

Unser Dichter konnte weder der einen noch der anderen Seite zustimmen: sein Christus hatte auch eine eigene Gestalt nach seinem Sinne angenommen.

Wollen wir den Göthe'schen Christus aus jener Epoche kennen lernen? Schlagen wir einmal das Fragment des „ewigen Juden" nach. Freilich dürfen wir uns nicht darüber verwundern, wenn da das Bild des Heilands so zwischen Werther und Faust in der Mitte schwebt. Es war auch Sturm und Drang einer jugendlich überquellenden Menschenliebe, der Christum einmal zum Werke der Erlösung und in den Tod getrieben; nun besucht er die Welt nach Jahrtausenden wieder, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen. Wie viel fehlt, und er würde zum zweiten Male gekreuzigt!

> Er fühlt im vollen Himmelsflug
> Der ird'schen Atmosphäre Zug, . . .
> Er denkt an jenen Augenblick,
> Da er den letzten Todesblick
> Vom Schmerzenshügel herabgethan,
> Fieng vor sich hin zu reden an:
> Sei, Erde, tausendmal gegrüßt!
> Gesegnet all' ihr meine Brüder!
> Zum ersten Mal mein Herz ergießt
> Sich nach dreitausend Jahren wieder,
> Und wonnevolle Zähre fließt
> Von meinem trüben Auge nieder.
> O mein Geschlecht, wie sehn' ich mich nach dir! . . .
> Ich komm' und will mich Dein erbarmen!
> O Welt voll wunderbarer Wirrung,
> Voll Geist der Ordnung, träger Irrung,
> Du Kettenring von Wonn' und Wehe,

Du Mutter, die mich selbst zum Grab gebar,
Die ich, obgleich ich bei der Schöpfung war,
Im Ganzen doch nicht sonderlich verstehe!
Die Dumpfheit deines Sinns, in der du schwebtest,
Daraus du dich zu meinem Tage drangst,
Die schlangenknotige Begier, in der du lebtest,
Von ihr dich zu befreien strebtest,
Und dann befreit, dich wieder neu umschlangst:
Das rief mich her aus meinem Sternensaal,
Das läßt mich nicht an Gottes Busen ruhn;
Ich komme nun zu dir zum zweitenmal,
Ich säete dann und ernten will ich nun.
Er sieht begierig rings sich um,
Sein Auge scheint ihn zu betrügen:
Ihm scheint die Welt noch um und um
In jener Sauce da zu liegen,
Wie sie zu jener Stunde lag,
Da sie bei hellem lichten Tag
Der Geist der Finsterniß, der Herr der alten Welt,
Im Sonnenschein ihm glänzend dargestellt,
Und angemaßt sich ohne Scheu,
Daß er hier Herr im Hause sei.

Wo ist nun das Licht, das einst so hell von seinem Worte entbrannt war? Wo die Spur des Fadens aufzufinden, den er so rein vom Himmel herabgesponnen? Die Ungeheuer der Laster gedeihen in feistem Behagen, ein neues Pharisäerthum, zäher und bösartiger als das erste, beherrscht die entartete Welt.

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,
Und man, für lauter Kreuz und Christ,
Ihn eben und sein Kreuz vergißt.

Dies war die burschikose, aber richtig empfundene Kritik des „historisch entwickelten" Christenthums, wie sie Göthe damals in jenen ketzerischen Versen aussprach.

Wie ärgerlich mußte ihm nun bei solchen Anschauungen die heftige Zudringlichkeit Lavaters werden, mit der er auf ihn, so

wie auf Mendelssohn und Andere losging und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn zu sich herüberziehen, ihn gleichfalls von demjenigen überzeugen, worin man seine Ueberzeugung finde. Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Proselyten ausersah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr Göthe's Fall, als Lavater zuletzt mit dem harten Dilemma herausstrat: entweder Christ oder Atheist! Unser Dichter erklärte darauf, daß, wenn jener ihm sein Christenthum nicht lassen wolle, wie er es bisher gehegt hätte, dann könne er sich auch wohl zum Atheismus entschließen, zumal da er sähe, daß niemand recht wisse, was beides eigentlich heißen solle.

Was lag näher, als daß bei der steten Wiederkehr auf das religiöse Thema auch der alte Streit zwischen Wissen und Glauben zur Sprache kam? Göthe äußerte sich darüber in folgender Weise: „Beim Glauben kommt alles darauf an, daß man glaube; was man glaube, sei völlig gleichgiltig. Der Glaube sei ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringe aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens komme alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, dies hänge von unseren übrigen Fähigkeiten, ja von den Umständen ab und sei ganz gleichgiltig. Der Glaube sei ein heiliges Gefäß, in welches ein jeder sein Gefühl, seinen Verstand, seine Einbildungskraft, so gut als er vermöge, zu opfern bereit stehe. Mit dem Wissen sei es gerade das Gegentheil; es komme gar nicht darauf an, daß man wisse, sondern was man wisse, wie gut und wie viel man wisse. Daher könne man über das Wissen streiten, weil es sich berichtigen, sich erweitern und verengern lasse. Das Wissen fange vom Einzelnen an, sei endlos und gestaltlos und könne niemals, höchstens nur träumerisch, zusammengefaßt werden, bleibe also dem Glauben geradezu entgegengesetzt."

Konnte ein Lavater solchen Ansichten beitreten? Gewiß nicht. Dennoch hätte die bloße Meinungsverschiedenheit die Freundschaft beider nicht gestört, wenn nicht Göthe zuletzt den entschieden unlautern Zug in Lavaters Natur wahrgenommen hätte. Mit welchem Widerwillen schreibt er dann später aus Italien über die „Taschenspielerstreiche des Züricher Propheten, der klug und gewandt genug sei, große und kleine Kugeln mit unglaublicher Behendigkeit einander zu substituiren, durch einander zu mischen und das Wahre und Falsche nach seinem theologischen Dichtergemüth gelten und verschwinden zu machen. Hole oder erhalte ihn der Teufel, der ein Freund der Lügen, Dämonologie, Ahnungen, Sehnsuchten u. s. w. ist von Anfang!" Mit diesem Segenswunsch schließt die herbe Bemerkung.

Göthe war freilich inzwischen um eine ansehnliche Reihe von Jahren älter und reifer geworden; er konnte jetzt nicht einmal mehr mit Jakobi nach seiner Art philosophiren, noch viel weniger mit Lavater für das subjective Christusidol, wie dieser es seinem Ich einverleibt hatte, mitgläubig sich begeistern. Die Uebertragung aller Fülle des Göttlichen auf e i n Individuum stimmte in keiner Weise mehr zu seinem gegenwärtigen freien Welt- und Menschheitsglauben; jenem Standpunkt gegenüber nennt er sich „wohl keinen Widerchristen oder Unchristen, aber einen entschiedenen N i c h t c h r i s t e n." Er zählt sich jetzt zu den Anhängern der großen Gemeinde des Humanismus, „die sich einer jeden durch Menschen und den Menschen geoffenbarten Wahrheit zu Schülern hingeben und als Söhne Gottes ihn in dem eigenen Selbst und allen seinen Kindern anbeten;" er bezeichnet diesen seinen Glauben als den ehernen, fest bestehenden F e l s d e r M e n s c h h e i t, den solche Tendenzchristen wie Lavater „mit all' den Wogen ihres Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern können."

Die Scheidung beider konnte unter diesen Umständen nicht lange ausbleiben. Lavater machte noch im Sommer 1786 einen

letzten Besuch in Weimar, dann „zog Göthe unter seine ganze Existenz einen großen Strich." Ein Pfeil aus dem Köcher der Xenien, einer der spitzigsten und schärfsten, ward ihm später noch nachgesandt; es ist das bekannte Epigramm:

„Schade, daß die Natur nur e i n e n Menschen aus Dir schuf!
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

Der Verkehr Göthe's mit dem Züricher Propheten ist zugleich sein letztes Experiment mit dem positiven Christenthum. Von da an wirken andere Mächte auf ihn, die seine Weltanschauung endgiltig bestimmen.

Schon frühe trat an Göthe der Geist G i o r d a n o B r u n o ' s heran, jenes ernsten philosophischen Mystikers, der das Senkblei des Gedankens tief in die Gründe des Universums hinabgelassen und sich die Gottheit nicht anders zu denken vermochte, als wie das schlagende Herz der Welt, die ewig fortwirkende innere Kraft, die über allen einzelnen Kräften der Natur thront.

Als Göthe in Straßburg studirte, versuchte er bereits eine Vertheidigung Bruno's gegen Bayle's Kritik; er konnte weder Gottlosigkeit noch Abgeschmacktheit in jenen Stellen finden, die Bayle aus dessen Schriften anführt. Damals schon schrieb er als Nachklang jener Studien folgende Stelle in sein Tagebuch:

„Getrennt über Gott und Natur abhandeln ist schwierig und gefährlich, gerade als wenn wir über Leib und Seele gesondert denken. Wir kennen die Seele nur durch das Mittel des Leibes, Gott nur durch Erkenntniß der Natur, daher scheint es mir verkehrt, diejenigen der Verkehrtheit zu zeihen, die durch ein durchaus philosophisches Räsonnement Gott mit der Welt verknüpft haben. Denn alles was ist, muß nothwendig zum Wesen Gottes gehören, weil Gott das einzig Wirkliche ist und alles umfaßt." — Es ist derselbe Gedanke, den Göthe später poetisch so ausdrückte:

Was wär ein Gott, der nur von Außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!

Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt.

Enthält nicht auch die berühmte Stelle, mit der Faust die Frage Gretchens: „Glaubst Du an Gott" beantwortet, dasselbe pantheistische Credo?

Alle Religionsempfindung ist überhaupt entweder mehr *eine kosmische oder eine ethische*. Jene entspringt aus dem unbedingten Respect vor der Natur, aus einem lebendigen Allgefühl, diese hängt mit den Ansprüchen des einzelnen Gemüthes, mit den sittlichen Postulaten zusammen. Die erstere versenkt sich in das Geheimniß des Weltganzen, die andere sucht für die innere Welt des Gemüthes und des Bewußtseins einen festen Punkt,in dem sie sicher ruhen mag. Die kosmische Religion ist mehr schauend, die ethische mehr gläubig; jener genügt die innere Erleuchtung, diese sehnt sich nach der äußeren Gewißheit einer Offenbarung. Göthe wußte auf die Dauer mit jenem Gottesbegriff nichts anzufangen, den ein gemüthliches Bedürfniß so lange verengt und einschränkt, bis er in der engen Behausung des gläubigen Herzens Platz finden mag; auch bedurfte er der Religion, die als moralisches Vehikel dienen soll, nicht so sehr, da er den sittlichen Takt als eine Naturgabe in sich vorfand und sich hierin auf die Harmonie seiner Kräfte, auf seine wohlgestimmte Individualität verlassen zu können glaubte. Aber er bedurfte um so mehr einen Gott, den er mit der Natur zugleich und in ihr allein verehren konnte, der ihm das Universum als eine ewig neue, unerschöpfliche Offenbarung zeigte. War früher die Bibel eine Zeit lang seine Welt gewesen, so wurde nun die Welt für ihn zu jener Bibel, in der er nie zu lesen ermüdete. An den Gott Jung-Stillings und Lavaters hatte er vorübergehend aus freundschaftlichem Antheil mitgeglaubt; in dem Gott Bruno's und Spinoza's aber ruhte fortan sein innerstes Wesen.

Ueber den Flammen des Scheiterhaufens, auf dem der erstere seine Ueberzeugung büßen mußte, gingen ihm die Sterne und Sonnen wieder leuchtender auf, die er früher in dem materialistischen Dunkel des Système de la nature erlöschen sah. Aber die volle Erleuchtung fand er erst in der *Ethik Spinoza's*, die auf seine ganze Denkweise den entscheidendsten Einfluß haben sollte.

Welch eine Beruhigung seiner Leidenschaften wehte ihm aus diesem Werke entgegen, wie er sie früher kaum geahnt! Eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich ihm da mit einem Male aufzuthun. Was ihn aber besonders an Spinoza fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satze seiner Ethik hervorleuchtet. Jenes wunderliche Wort „wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wieder liebe" erfüllte sein ganzes Nachdenken. Nun sah er erst, wie viel Selbstsucht oft in der Religiosität liege, wie die Frommen das Opfer ihrer Demuth sich von ihrem Gott mit Wucher zurückzahlen lassen, mit welcher Aufdringlichkeit sie ihn mit ihren kleinlichsten Angelegenheiten behelligen. Wie herzerweiternd erschien ihm dagegen der pantheistische Glaube! Hier hat sich der Einzelne dem Ganzen zu unterordnen und der Tüchtigste wird auch der Beglückteste sein. In dem Ocean des Weltlebens, im Chor der Gestirne, in der großen Kette der lebendigen Wesen mitzuwandeln, sein Dasein in den Weltaccord der schaffenden Kräfte mit hineinklingen zu lassen, ist eine Seligkeit, die ihren Lohn in sich selbst findet und ihn nicht erst als nachträgliche Belohnung frommer Verdienste zu erwarten braucht.

Das Studium Spinoza's war für Göthe ebenso die entsprechende philosophische Ergänzung seiner poetischen Bildung, wie bei Schiller das Studium Kants. Die ethische Energie Schillers fand ebenso in dem letzteren ihre Bekräftigung, wie der Naturcult Göthe's durch Spinoza sich zur Klarheit des Gedankens erhob. Seine mathematische Methode war allerdings das Wider-

spiel von der poetischen Sinnes- und Darstellungsweise Göthe's, die Alles ausgleichende Ruhe jenes Denkers contrastirte sehr mit dem Alles aufregenden Streben des jungen Originalgenie's. Aber gerade dieser Gegensatz machte ihn zu seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer. Geist und Herz, Verstand und Sinn suchten sich mit nothwendiger Wahlverwandtschaft, und wie jetzt der Dichter in sich selbst schaute, glaubte er die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.

Der Einfluß Spinoza's auf Göthe bezeichnet den Markstein seiner religiösen Lehrjahre. Nun ist der Kern seines inneren Menschen gefestigt, der Kreis der subjectiven Erfahrungen ist durchlaufen, an denen sich sein religiöser Standpunkt entwickelte. Der Aufenthalt in Italien, die Wanderjahre Göthe's, bieten in dieser Hinsicht nichts Neues. Der Katholicismus tritt da als eine Erscheinung an ihn heran, zu der er wenig inneren Bezug hat. Er betrachtet sie wie ein Schauspiel, zu dem er sich blos beobachtend verhält.

Wie schlug ihm das Herz höher, als er sich Rom näherte, dem ersehnten Ziele seiner künstlerischen Wünsche. Aber dieser Versammlungsort der höchsten und edelsten Werke der Kunst war auch der Mittelpunkt eines ihm fremdartigen Kirchenthums. Die Hierarchie, deren Umsichgreifen auf protestantischem Boden ihm schon so viel Verdruß bereitet hatte, mochte ihm mit dem flitterhaften, bunten Pomp, in den sie sich hier kleidete, noch weniger gefallen. Wenn er sich das ursprüngliche Christenthum in seiner Reinheit vergegenwärtigte, so wie wir es in der Apostelgeschichte sehen, so schauderte ihn davor, was nun auf jenen gemüthlichen Anfängen für ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laste.

Am Allerseelenfeste trieb ihn die Neugierde in die Hauscapelle des Papstes auf den Monte Cavallo. Die Function war angegangen, ihn ergriff ein wunderbar Verlangen, das Oberhaupt der Kirche möge den goldenen Mund aufthun und von dem unaussprechlichen Heil der seligen Seelen mit Entzücken sprechend,

die Hörer in Entzücken setzen. Da er ihn aber vor dem Altare sich nur hin und her bewegen sah, bald nach dieser bald nach jener Seite sich wendend, da regte sich die protestantische Erbsünde und ihm wollte das bekannte gewohnte Meßopfer hier keineswegs gefallen. Hat doch Christus nicht schweigend gewirkt, er sprach gern, geistreich und gut, wie wir aus den Evangelien wissen. Was würde er sagen, so meint Göthe, wenn er hereinträte und sein Ebenbild auf Erden summend und hin und her wankend anträfe. Das Wort „ich komme, um wieder gekreuzigt zu werden“ fiel ihm da ein und er zupfte seinen Gefährten, um bald wieder ins Freie zu kommen.

Da wo der katholische Cult seinen poetischen und künstlerischen Sinn ergreift, läßt er ihm Gerechtigkeit widerfahren. Die Ceremonien der Charwoche, das Miserere von Allegri und die Improperien, die am Charfreitag gesungen werden, wirken mächtig auf ihn ein. Aber bald darauf bringt ihn wieder die Auferstehungsfeier aus der Fassung. „So eben,“ schreibt er, „steht der Herr Christus mit entsetzlichem Lärm auf. Das Castell feuert ab, alle Glocken läuten und an allen Ecken und Enden hört man Petarden, Schwärmer und Lauffeuer.“ Das Ganze erscheint ihm doch mehr wie ein weltlich lustiges Spectakel, als wie ein religiöses Fest.

Diejenigen, die einzelne Aeußerungen außerhalb des geistigen Zusammenhanges der ganzen Individualität als Zeugnisse benützen, können allerdings sogar ernstliche katholische Sympathien bei Göthe herauswittern. In „Wahrheit und Dichtung“ steht ein ganzer Essay über die sieben Sacramente. Göthe findet es sehr sinnreich, daß alle wichtigen Momente des Lebens im Katholicismus durch sacrale Handlungen bezeichnet werden, die die Wiege und das Grab, sie mögen zufällig noch so weit auseinander gerückt liegen, in einem stätigen Kreise verbinden; er findet jenen wahrhaft geistigen Zusammenhang im Protestantismus durchaus zersplittert, welcher nur der Taufe und dem Abendmahl die sacramentale Würde zuerkennt.

Scheint der Dichter da nicht für seinen Faust Buße gethan zu haben, dem Gretchen vorwirft, daß er die Sacramente vielleicht von ferne ehre, doch ohne Verlangen? Aber er ehrt sie wirklich nur aus der Ferne. Ihm gefällt nur die Poesie dieser heiligen Acte, der symbolisch bedeutungsvolle Rahmen, in den sie das ganze Leben umfassen; er gibt gleichsam einen geistreichen Beitrag zur Aesthetik des Cultus. Wer möchte da im Ernste die Spur einer katholischen Glaubensanwandlung finden wollen? Sagt es doch Göthe an einem anderen Orte deutlich genug, wie er sich als Beschauer zu den katholischen Cultusacten verhalte: „Die Gebräuche der römischen Kirche sind dem Protestanten durchaus bedeutend und imposant, indem er nur das Erste, Innere, wodurch sie hervorgerufen wurden, das Menschliche, wodurch sie sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, anerkennt;“ nur dieser Kern habe für ihn Interesse und Werth, ohne daß er sich gerade in dem Augenblick „mit der Schale, der Fruchthülle, ja dem Baume selbst, seinen Zweigen, Blättern, seiner Rinde und seinen Wurzeln befassen würde.“

Mir war dies seit jeher ein größeres Räthsel, daß sich Göthe so sehr für Filippo Neri, einen der excentrischesten neukatholischen Heiligen interessirte. Die Extase aus der Zeit der kirchlichen Restauration hat etwas eigenthümlich Forcirtes und Gemachtes; einen Franz von Assisi und andere mittelalterliche Heilige jener Epochen, wo die Ascetik wie eine Naturmacht gewisse Gemüther magisch geheimnißvoll ergriff, kann man wohl gelten lassen. Aber die neuen Heiligen, welche die alten in der Energie der Verzückung zu copiren, ja zu überbieten suchen, kommen mir fast so vor, als ob sie zu den Statuen der Jesuitenkirchen mit ihren affectirten Andachtsgeberden Modell gestanden wären. Ueber die Gabe des unwillkürlichen Gebetes, der wortlosen Anbetung, ja sogar des Schwebens über dem Boden, in der sich der religiöse Enthusiasmus von Neri äußerte, spricht Göthe ganz ernsthaft ohne alles protestantische Kopfschütteln; ebenso darüber, daß er die Arme nicht mehr herunter bringen konnte, wenn er die Hostie bei dem Meßopfer in die Höhe hob. Er findet es bedeutsam, daß Neri gerade zu Luthers Zeit auftrat und mitten in Rom gleichfalls den Gedanken hatte, das Geistliche, ja das Heilige mit dem Weltlichen zu verbinden, das Himmlische in das Säculum einzuführen und dadurch ebenfalls eine Reformation vorzubereiten. Die legendarischen Züge, die Göthe von diesem Heiligen erzählt, dürften dies schwer erweisen, ebensowenig das humoristische Element, das er nebenbei im Charakter des Filippo Neri entdecken will.

Solche und andere Seltsamkeiten lassen sich aus dem Drange nach Universalität ableiten, der sich bei Göthe auch auf dem Gebiete der Religion wirksam zeigte. Er wollte alle Erscheinungen an sich herantreten lassen, sich zu jeder in Beziehung setzen, wenn diese Beziehung auch oft eine grillenhafte war. Weil er sich keinem bestimmten Cultus verpflichtet fühlte, glaubte er von einem jeden sich gelegentlich etwas anempfinden zu dürfen. So that er es nun auch gegenüber dem Katholicismus.

Das religiöse Weltbürgerthum Göthe's hat aber noch weiteren Umkreis. Wenn er sich in seiner Jugend in die Empfindung frommer Secten hineindachte, wenn er in Italien als kunstfrommer Heide vor dem Zeus von Otricoli seine Morgenandacht verrichtete, so zog es ihn im Alter, als er den „westöstlichen Divan“ schrieb, wieder unter die Palmen des Orients, um dort jene Patriarchenluft auf's Neue zu kosten, die ihn schon in seinem Knabenalter erquickt hatte. Wieder kehrte er zu den heiligen Schriften zurück, als den erquicklichsten Quellwassern, die wohl zuweilen getrübt sind und hie und da sich in die Erde verbergen, dann aber rein und frisch wieder hervorspringen. Er folgt dem Zuge der Kinder Israel durch die Wüste und zählt sorgsam dessen Stationen auf, dann begleitet er aber auch die Caravane und schaut dem Ritte des Beduinen nach, der froh in die Ferne sprengt, über seiner Mütze die ewigen Sterne. Gottes ist der Orient so wie der

Occident und der Koran enthält Himmelsworte gleich der Bibel. Dort hält der Dichter geistige Zwiesprache mit dem königlichen Firdusi, dort ergötzt er sich in der Schenke mit dem lebensheiteren Hafis, einem Pfaffenfeinde gleich ihm selbst, dort lauscht er dem mystisch tiefsinnigen Dschelâl=eddin=Rumi, der die Lösung des Welträthsels in der Alleinigkeitslehre gesucht. Zuletzt feiert er noch das Vermächtniß altpersischen Glaubens und opfert mit den Parsi auf den Feueraltären von Darnavend, vor der ewig heiligen Sonne fromm sein Haupt beugend. Wie Göthe die Idee einer Weltliteratur vorschwebte, so schuf sich seine allempfindende Vielseitigkeit einen Weltcultus, der in einem weiträumigen Pantheon die Heiligthümer aller Zeiten und Nationen versammelte.

Was man im Leben allmälig erfahren, durchgedacht, sich angeeignet hat, davon bildet sich der gereifte Charakter eine Auslese von Maximen. Für eine bedeutende Natur geht das geistig Erworbene keiner Lebensepoche verloren; jede derselben setzt gleichsam ihre Krystalle an im tiefen Schacht des Gemüths. So war es bei Göthe.

Noch in den letzten Jahren beschäftigt er sich vielfach mit religiösen Fragen; besonders die Gespräche mit Eckermann aus der Schlußperiode seines Lebens (1828—1832) kommen häufig auf diesen Gegenstand zurück. Er zieht da gleichsam die Summe seines inneren Lebens; was er in früheren Jahren darüber empfunden und gedacht, recapitulirt er noch einmal und spricht die Resultate mit sicherer klarer Ruhe aus.

Betrachten wir zum Schluß noch die schön verglühende Abendröthe dieses herrlichen, reichen Geistes.

Wenn er da auf sein eigenes Schaffen und Wirken zurückblickte, mußte ihm da nicht der geheimnißvolle höhere Ursprung alles Genialen als eine an ihm selbst gemachte Erfahrung entgegentreten? Es ist dies eine echt religiöse Ueberzeugung, die Göthe folgendermaßen darlegt:

„Jede Productivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und

Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über alle irdische Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes anzusehen, die er mit freudigem Danke zu empfangen und zu verehren hat .... In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäß zur Aufnahme eines göttlichen Einflußes. Ich sage dies, indem ich erwäge, wie oft ein einziger Gedanke ganzen Jahrhunderten eine andere Gestalt gab, und wie einzelne Menschen durch das, was von ihnen ausging, ihrem Zeitalter ein Gepräge aufdrückten, das noch in nachfolgenden Geschlechtern kenntlich blieb und wohlthätig fortwirkte."

Demgemäß betrachtet er aber auch, wie er es immer gethan, die Offenbarung als eine stetig in der Welt fortwirkende Gotteskraft, die keineswegs blos in einzelnen Gnadenzeiten der Geschichte sich kundgegeben habe.

Es kam einmal das Gespräch auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen, als in einigen großen Juden des Alten Testamentes. Dann wurde auch die Frage angeregt: wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben?

„Wenn man die Leute reden hört," sagte da Göthe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen und der Mensch wäre jetzt ganz auf eigene Füße gestellt und müsse sehen, wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurecht komme. In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte."

„Versuche es aber doch nur Einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den

Schöpfungen, die den Namen Mozart, Raphael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lassen! . . ."

„Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Die plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Noch im höchsten Alter bewahrte Göthe dieselbe anbetende Verehrung vor Christus und den heiligen Büchern, wie er sie in den Tagen der Jugend empfand; aber er verbindet zugleich den Naturcult mit dem Geistescult und hofft, daß die Befreiung der Geister, einmal durch den Protestantismus in Gang gebracht, nicht mehr in Stockung gerathen und sich auch der alten Kirche mittheilen werde.

„Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, Christo anbetende Ehrfurcht zu erweisen? so sage ich: Durchaus! — Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. — Fragt man mich: ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren? so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken? so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euren Absurditäten vom Leibe."

„Es ist gar viel Dummes in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen und da muß sie eine bornirte Masse

haben, die sich duckt und die geneigt ist, sich beherrschen zu lassen. Die hohe, reich dotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr, als die Aufklärung der unteren Massen."

„Wir wissen darum gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im Allgemeinen Alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind in Folge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag aber die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!" —

„Je tüchtiger nun wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter um sich greifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen, und es wird dahin kommen, daß endlich Alles nur Eins ist ... Man wird sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein Bischen so oder so im äußeren Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Dann werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."

Es ist ergreifend, solche geisteshelle Worte von dem Manne zu vernehmen, der beinahe in sein eigenes Grab hinabsieht. Das Gespräch, dem wir diese Stelle entnehmen, ist vom 11. März 1832 datirt. Der zufällige Ausruf „mehr Licht", mit dem Göthe wahnredend starb, wird unter diesen Umständen bedeutungsvoll.

Leider war dies nicht die Parole der Zeit, die der Greis noch erlebte.

Göthe beklagt sich bitter über den einreißenden Pietismus und die ultramontanen Tendenzen, die im Gefolge der Restauration sich überall breit machten. Wenn das frühere Zeitalter im Einreißen zu heftig und leidenschaftlich war, so sah er jetzt diese Gesellen etwas aufbauen, was der Zukunft eine neue Mühe des Einreißens geben würde.

Dazu seien es „unwahre Bursche, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe zum Mittelalter — da hätten sie sich eingeschlichen!"

Bei allem dem aber verkannte er die innere Berechtigung der Kirche nicht, so weit diese dem unabweisbaren religiösen Bedürfnisse des Volkes ohne hierarchische Herrschsucht entgegenkommt.

„Es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten sind. Einmal den Standpunkt einer Art von Ur-Religion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern, und gelten so lange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann gibt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen; doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und damit Vielen wohl werde. Dadurch daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie, als Nachfolgerin Christi, von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten, und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk."

Freilich muß es dagegen auch das Augenmerk der Laien sein, daß der Zusammenhang der weltlichen Dinge dadurch nicht gestört, ihre gesunde Entwicklung durch jenes Streben nicht gehemmt und zurückgeworfen werde.

„Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele," sagt Göthe, „als wir denken und wünschen. Immer sind die retardirenden Dämonen da, die überall dazwischen und überall entgegentreten, so daß es zwar im Ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam. Es lebe nur Einer recht lange fort und er wird schon finden, daß ich Recht habe."

Wir Jüngeren haben es erlebt und die Wirkung dieser retardirenden Dämone ausgiebig genug kennen gelernt. Darum ist es für uns heilsam, in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts der Worte wieder zu gedenken, mit denen ein souverainer Geist in der ersten Hälfte desselben jene Mächte bezeichnete und mit Namen nannte, die theils vor- theis rückwärtstreibend in unserer Zeit wirken.

Pochen wir ja nicht zu siegesgewiß auf die Errungenschaften des 19. Jahrhundertes. Wohl ist es das Jahrhundert der großen materiellen Fortschritte, der Erfindungen, der gründlichen Forschung, des imposanten Ausbaues der empirischen Wissenschaften, des regen parlamentarischen Lebens; aber es ist auch ein Jahrhundert langer Entwicklungspausen, verfehlter Revolutionen und langdauernder Restaurationen, ein Jahrhundert der rückkehrenden Jesuiten, der mit moderner Bildung aufgestutzten Tartufferie, der theils glaubenslosen theils mit dem Glauben speculirenden Frivolität. Bleiben wir darum wach und nüchtern, damit uns die geistigen Güter nicht wieder aus der Hand gerungen werden, die am Wendepunkte dieses und des vorigen Jahrhundertes errungen worden sind! Vergessen wir nicht in dieser Zeit des Calcüls und der scharfsinnigen Berechnung, daß es auch der Begeisterung bedarf, um

die Welt im großen Ganzen vorwärts zu bringen! Wer sich dessen bewußt ist, für eine berechtigte Sache Partei ergriffen zu haben, legt nicht selten die Hände in den Schooß und glaubt, diese Sache siege durch ihre eigene Kraft. Ein verhängnißvoller Irrthum! Unsere Gegner entwickeln in rühriger Geschäftigkeit eine um so größere Energie, weil sie wohl wissen, daß sie nur dadurch ihr Werk emporhalten können, und gewinnen uns dadurch bald dieses bald jenes Terrain ab. Wohl siegt doch zuletzt die Macht des Großen und Berechtigten in der Welt, aber wie spät kommt nicht oft dieses „Zuletzt!“ Gedenken wir darum stets des geistigen Befreiungskampfes, den die großen Genien der Nation am Anfange des Zeitalters für uns vorgekämpft haben, damit am Ende desselben die Gedanken zur That werden, die von dorther zu uns herüberleuchten!